

# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 24.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2¼ M.

— Berlin, 9. Juni 1889. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4¼ M.

XVI. Jahrg.

## Ein Inselftag.

Novelle von E. Merk.

(Schluß.)

In der kleinen, bescheidenen Stube des Meßnerhäuschens sitzt Lia regungslos vor der unglückseligen

Mappe. Ihr Bestes hat sie an die Blätter gegeben; mit voller Begeisterung, mit unermüdlichem Eifer, mit Andacht fast, ist sie an ihr Tagewerk gegangen. Und das ist nun das Ergebnis! O, es war nicht schwer, aus der höflichen Schale, in welche der Maler seine Kritik gehüllt, den harten Kern herauszulösen: „Sie

sind eine Stümperin, mein Fräulein! Sie verschwenden Leinwand und Farbe!“ Ein Wort, das schwertreffendste, hatte er ja deutlich gesagt: „Auf diese Weise werden Sie nie ein Bild malen können!“ Aber sie mußte ein Bild malen, — noch mehr: sie mußte es auch verkaufen, wenn sie nicht hungern wollte nach wenigen



Das Königliche Schloß zu Hannover. Von Th. von Eckenbrecher. — Siehe Seite 100.

Küferei: in der Leinwandstraße.

Monaten. Sie hatte so fest darauf gerechnet, daß der Erfolg kommen müsse, daß sie eine Stelle als Lehrerin erhalten würde. — Was sollte sie nun lehren, da sie selbst nichts konnte? Aber ist es wirklich so? Ist das Urtheil Lutrat's ein Orakelwort, eine unfehlbare Verdamnung? Sie giebt sich Mühe, an ihm zu zweifeln. Da sieht sie in Gedanken wieder den Kahn vor sich, den er am Morgen gemalt, neben welchem der ihre sich ausnahm wie ein Kinder-Spielzeug aus Pappe.

Wahr! Alles wahr, was er gesprochen, was sie selbst nun mit einem Male erkennt, als wären ihre Augen heller geworden. Großes hat sie gewollt und Kleines gesehen, das Nebenjächliche so gründlich verachtet, und es doch gemalt! O, welcher Hohn auf ihre großen Ideen und ihre großen Worte! Ein Wahn ihr Talent, die Kunst ein ewig verschlossenes Heiligthum! Wenn sie auch die Mittel besäße, von vorne anzufangen, der Glaube ist dahin, der Muth! Es packt sie eine Raserei des Bornes; das erste Blatt, das ihr in die Hände kommt, reißt sie entzwei und schleudert die Stücke zu Boden.

Dann verhaucht die heiße Blutwelle, die klare Bestimmung lehrt zurück, die Frage: Was nun? — Auf der Insel bleiben und das Leben fristen, bis der letzte Thaler dahin war? oder heimkehren in's Elternhaus, als Neuge, Bittende, und sagen: Laßt mich Cure Magd sein! Ihr hattet Recht: ich habe mich getäuscht! — Der Nüchternheit diesen Triumph gönnen! Es ertragen, keinen freien Gedanken mehr aussprechen zu dürfen, ohne durch den eigenen Mißerfolg geschlagen zu werden, — nein! tausend Mal nein! Besser ein drittes, das wie eine Zuflucht empordämmert vor ihren verzweifelten Blicken.

Ein Frösteln steigt ihr über die Glieder. Von dem Kloster her weht eine schwere, grabeskaltte Luft. Wie aus verschollener, ferner Zeit klingt durch die Stille der Gesang der Nonnen. Tiefe Schatten unlagern die grauen, ersten Mauern. Sonnig und warm erscheint daneben der kleine Friedhof, über den die freie Luft hinflattert, auf dem tiefrothe Georginen glühen.

Sie kann die Augen nicht mehr fortwenden von den stillen, blühenden Gräbern. —

Hans Lutrat läuft seit Stunden um die Insel. Er muß dem Mädchen doch endlich begegnen! Wie kann sie sich auf dem kleinen Raume so gründlich vor ihm verbergen? Er sucht sie unter den Linden wieder und wieder; er geht zum sechsten Male an der Klostermauer auf und ab. Die Uferbank unter dem Weidenbaume, auf welcher sie sonst stets bei Sonnen-Untergange sitzt, bleibt heute leer. Da pfeift das Dampfschiff; er rennt athemlos an den Steg. Wenn sie abreiste! Nein! zum Glück nur fremde Gesichter!

Der letzte gelbe Hauch verblaßt am Himmel; nur über den Tannenwald im Westen zieht sich noch eine feine, leuchtende Linie hin. Es weht kühl; die Kollegen lehren heim von einer Segelfahrt. Alles sitzt schon in der Stube; Hans allein lehnt noch draußen im feuchten Grase am Weidenzaune und wartet. Man ruft nach ihm. Endlich nimmt er seinen Platz ein, und um ihn her erklingt Tellerklirren, Lachen, Plaudern. Er schaut beständig nach der Thür. Die Malerin pflegte sich sonst frühzeitig beim Abendbrode einzufinden. Heute steht ihre Theetasse noch unberührt auf dem einsamen Tischchen. Er weiß sich selbst kaum Rechenschaft zu geben, warum ihr Ausbleiben ihn so erregt, warum sich mit jeder verrinnenden Viertelstunde seine qualvolle Unruhe steigert.

„Was haben Sie denn heute, Lutrat? Sie sehen aus wie der steinerne Gast!“ ruft einer der Maler.

„Ich finde es zum Erschrecken heiß hier in der Stube,“ sagt Hans aufstehend. „Ich werde noch ein wenig in's Freie gehen.“

„Heiß! Sie sind ja ganz blaß!“ meint ein Anderer. Aber Hans antwortet ihm nicht mehr. Er hat den Hut vom Nagel genommen und eilt aus dem Gasthause fort zum Meßnerhäuschen.

Kein Licht an ihrem Fenster! Alles dunkel! Er hat sich eingeredet, daß sie aus Trotz gegen ihn zu Hause geblieben sei; diese Finsterniß spricht dagegen. Wo aber ist sie hin? Mit einem plötzlichen Einsatze nähert er sich der Kirche; sein Schritt hallt auf den Steinfliesen. Aber das alte Portal ist verschlossen. Auch hier kann sie nicht sein. Er muß Ausschluß haben. Ihre todestraurigen Augen wollen ihm nicht mehr aus dem Sinne.

Er pocht am Meßnerhause. Eine blasse, junge Frau öffnet ihm.

„Können Sie mir vielleicht sagen, ob Fräulein Balden einen Ausflug gemacht oder ob sie abgereist ist?“

„Nein, abgereist ist sie nicht. Sie war den ganzen Nachmittag in ihrem Zimmer. Gegen Abend erst ist sie fortgegangen. Ich will noch ein wenig auf den See hinausfahren. Gehen Sie nur ruhig schlafen,“ hat sie gesagt; ich habe den Schlüssel.“

Mit einem dumpf klingenden „Danke“ ist Hans wieder fort. Er giebt sich keine Rechenschaft, warum

ihm bei dem Gedanken, daß sie auf den See hinausgefahren und nicht zurückgekehrt sei, ein Schauer überläuft. Ueber die schweigende Insel eilt er nach dem Schifferhäuschen. In den kleinen Hütten herrscht schon tiefe Ruhe. Eine Kage saucht ihn an mit gekrümmtem Rücken und grünlichem Augengefinkel, wie er sich einer Thür nähert. Ein verschlafener Kopf erscheint nach einer Weile an dem kleinen Fenster.

„Was! seid Ihr zu Haus? Habt Ihr nicht das Fräulein gerudert, — die Malerin?“

Der Schiffer reibt sich die Augen und befinnt sich. „Nein! die hat selbst fahren wollen. In der „blauen Pletten“ ist sie hinaus. Wird schon lange zurück sein. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Die Wellen schlagen an den Steg. Das Schilf rauscht und regt sich im Winde. Aber die „blaue Pletten“ fehlt zwischen den Rähnen, die am Ufer stehen. Via ist also noch draußen auf dem See, allein!

Hans befinnt sich nicht mehr; er springt in eines der Boote, in dessen „Wieden“ noch die Ruder stecken. Schwer dröhnend klatscht die eiserne Kette, die er von dem Stegbalken löst, in das Wasser. Ein starker Stoß und er schwimmt draußen. Was nun? Wo soll er sie suchen auf dem weiten, dunklen, nachtschleiern See? Er weiß es nicht. Er weiß nur, daß er rudern wird immerzu, immerzu, bis er die „blaue Pletten“ gefunden, und wenn es darüber Morgen werden sollte. Allmählig ragen die Umrisse der Insel nur mehr als schwere Schattenmasse aus dem gleichfarbigen Grau; dann blißen noch die Lichter wie Sternchen aus einem wogenden Dunste, und endlich ist nur noch Wasseröde um ihn. Er giebt sich Mühe, in dieser Einsamkeit die klare Berechnung des Naturmenschen zu entfalten. Er läßt sein Tuch flattern. Von dorthier, von Südwesten kommt der Wind.

Das Mädchen aber ist keine geschickte Ruderin. Er hat ihr manchmal zugehört, wenn sie Abends um die Insel fuhr. Sie wird gegen den Wind nicht aufkommen sein. Er wird sie nach seinem Willen getrieben haben. Also dort hinaus, in den Weitsee. Er rudert, rudert. Manchmal erscheint sein Thun ihm so toll, daß er laut auflacht. Seine Hände aber arbeiten weiter. Eine Sternschnuppe fährt über den Himmel. Eine unennbare Angst preßt ihm das Herz zusammen. Es ist ihm, als müßte er ersticken, als könnte nur ein Schrei ihn befreien. Und er ruft ihren Namen, fast wie im Zorn. Aber das Wasser rauscht gleichförmig weiter. Dunkel hüllt ihn ein. Er wüthet gegen sie. Das eigensinnige, tropfige Ding! Wie sie sein Urtheil ihm abgeliefert, wie treuherzig sie ihn um Wahrheit gebeten! Zum Danke für seine Offenheit will sie ihm nun dieses Gefühl der Schuld auf die Seele wälzen! Aber dann hört er wieder die zitternde Stimme sagen: „Sie waren ein braver Kamerad!“ Er fühlt die kleine, kalte Hand in der seinen, und möchte sich vor die Stirne schlagen, daß er so schweigend, so kaltherzig von ihr gegangen.

Hinter ihm aber hat das Grau sich mit Helle belebt. Wachsendes Licht zieht empor; zieht in Streifen über das Wasser. Der emporsteigende Mond ruft auf der einsamen, weiten, endlosen Pluthenmasse ein Erwachen hervor. Der Wind wird stärker. Er meint, einen Ruderschlag zu vernehmen. Er horcht auf. Eine einzelne, schaumgekrönte Welle nur stürzt mit lauterem Branden vorüber. Gedankenlos ringt er weiter. Nach einer Weile läßt er müde die Arme sinken und blickt um sich. Ein langer, glänzender Mondstrahl fällt nun über das Wasser, und in dem wogenden Goldglanze tanzt ein winziger, dunkler Punkt.

Ein Kahn! Er strebt der Lichtmasse zu mit rastlos sich mühenden Armen. Kraftvoll schneidet sein Boot wieder die Wellen. Nun schwimmt es in dem Geglitzter. Er wendet den Kopf zurück: der dunkle Punkt ist nicht verschwunden; er ist größer geworden. Näher! näher! Nun sieht er deutlich die Silhouette auf dem lichten Hintergrunde. Wie ein Geistergeschiff wiegt sich der Kahn in dem Glanze. Keine Gestalt hebt sich über den Rand empor; kein Ruder fällt in das Wasser. Das Boot treibt im Winde.

Es wird ihm schwarz vor den Augen. Der Hut steigt ihm vom Kopfe. Er rudert weiter, wie rasend. Er will alle Gedanken, die emporwachsende Angst betäuben in der wilden, heißen Bewegung. Nun ist er nahe. Ein starker Schlag. Er kann den Rand des Rahnes erfassen. Er athmet tief auf und beugt sich hinüber. Aber seine Lippen stoßen einen kurzen Schrei aus, der wie ein Jauchzen klingt. Auf dem Schiffsboden liegt das Mädchen, den Kopf auf einer Ruderbank. Silberbleich erscheint ihr Gesicht, das starr aufblickt zu dem Nachthimmel.

„Was thun Sie hier? Fräulein! Fräulein Via!“ ruft er.

Geisterhafte, weltentrückte Augen schauen ihm entgegen. Sie sagen ihm, daß keine phantastische Laune sie hierhergeführt; nein, ein wilder, verzweifelter Entschluß.

„Ich schaue in's Nichts!“ erwidert sie tonlos, „und suche Ruhe!“ Und dann, wie erwachend, sich befinnend, fährt sie empor.

„Was wollen Sie von mir? Warum sind Sie so plötzlich da? O zurück, zurück! Lassen Sie mich!“ Und sie sucht ihren Kahn von dem seinen loszureißen.

„Ich bin Ihnen nachgefahren, blindlings, durch Nebel und Finsterniß! Wie durch ein Wunder habe ich Sie gefunden. Sie sehen ein, daß ich Sie nach alledem nicht frei geben werde!“

Er beugt sich über den Rand ihres Schiffchens zu ihrem Gesicht. In dem weißen Mondlichte treffen sich ihre Augen; weit geöffnet, in starrem Glanze die ihren, brennend, lebenssprühend die seinen.

„O, Sie kennen mich nicht!“ ruft sie ihm zu und wirft die Haare zurück, die ihr, feucht von dem Nachnebel, an der Stirne kleben. „Ich habe mich niemals zwingen lassen! Nicht von den Nächsten! . . . Ich will allein sein!“

Hestig greift sie nach den Rudern und ringt mit aller Kraft, von ihm los zu kommen; aber wie mit Eisenklammern legt sich seine Hand auf ihren Arm. Er löst ihr die Linke von dem Ruder. „Sie mühen sich umsonst! Heute müssen Sie gehorchen!“ ruft er mit flammenden Augen. Im nächsten Momente hat er sich in ihren Kahn geschwungen, sitzt ihr gegenüber und faßt ihre Hände.

„Sie sind in meiner Gewalt!“

„Eine Heldenthat!“ höhnt ihr blasser Mund, und sie läßt ergeben den Kopf sinken. „Es macht Sie wohl sehr stolz, einem armen Menschenkinde die Qualen zu verlängern?“

Der Ausdruck der Hoffnungslosigkeit auf ihren Zügen rührt ihn tief. Weicher, zärtlicher legen sich seine Finger um die ihren. Aus diesen heißen Händen strömt es wie eine plötzliche, ihr aufgezwungene Wärme durch ihre erstarrten Glieder.

„Sagen Sie mir nur das Eine: haben meine Worte diese Verzweiflung in Ihnen gewekt?“ fragt er bittend.

„Nein! nicht Ihre Worte! Die Erkenntniß, daß Sie Recht haben, daß ich nichts kann!“

„Und Sie glauben wohl,“ entgegnet er lebhaft, „daß solche Stunden nicht für Alle kämen! Jeder hat es sich hundert Mal gesagt, diese nämlichen Worte: du kannst nichts! Nur der Stümper nicht! der Dilettant! Der Zweifel aber weckt neues Ringen, neuen Fortschritt! So weit wie bei Ihnen aber darf die Entmuthigung nicht gehen!“

„Ich fühle allerdings, daß ich nie wieder einen Pinsel in die Hand nehmen könnte!“ sagt sie tonlos, ohne sich zu regen, in müder, stumpfer Hoffnungslosigkeit.

Da wirft er den Kopf zurück, und, sie streng anblickend, ruft er zornig:

„Mein Fräulein! Nun will ich einmal alle Höflichkeit bei Seite lassen und Ihnen recht unverblümt die Wahrheit sagen! Sie wollen Selbständigkeit und Freiheit haben, wie ein Mann, Sie fordern, daß man mit Ihnen spricht, wie mit einem Kameraden und bewahren sich so schlecht! Bei dem ersten Anlasse, der Ihre Kraft, Ihre Energie auf die Probe stellt, werfen Sie die Plinte in's Korn! Wissen Sie, welches Wort man einem Manne zurufen würde, der so muthlos seinen Posten verläßt? Man würde ihn feige nennen!“

„Ja, feige!“ wiederholt sie mit ihrer furchtbaren Ruhe. „Auch darin haben Sie recht! Aber feige nicht, weil ich nicht mehr leben will, — nein! weil mich das Grauen packt vor diesem Aufhören, das doch so süß sein muß. Ohne dieses Grauen, — es wäre Alles vorüber! Aber ich hatte den Schauer fast überwunden, — es war ganz still in mir geworden; das Denken verstummt, und bald, — wenn der Mond hinter jener großen Wolke stand, — dann wollte ich mich hinuntergleiten lassen! O, warum haben Sie mich gezwungen zu neuem Sprechen, neuem Denken, zu einem zweiten Kampfe? Es ist nutzlos, was Sie thun! Ich will nicht zurück! Das Leben hat keinen Zweck, keinen Sinn mehr für mich!“

Leidenschaftlich, wie in heißer Erbitterung spricht sie die Worte, als habe der neue Kampf in ihr bereits begonnen, als wolle sie eine lockende Stimme in ihrem Innern betäuben, die leise flüstert: „Das Leben ist doch so süß!“

Er antwortet nicht; er muß arbeiten mit voller Kraft. Der Wind ist gegen sie. Sein Boot, das er an die „blaue Pletten“ gehängt, erschwert die Last. Auch sie schweigt. Stumm, nur vom Wasser umrauscht, ziehen die Rähne dahin, einen langen Silberstreifen hinter sich zurücklassend.

Unverwandt blickt er auf ihr still vor sich hinstarrendes Gesicht. Er sucht und sucht nach einem zwingenden Worte, das ihren finsternen Entschluß erschüttern soll. Immer heißer und voller wird ihm das Herz; immer mächtiger drängt es ihn, die Pluthen von Wärme und Liebe, die darin emporwachsen, auszu-





Im richtigen Moment. Von A. Schram. — Siehe Seite 103.

„Melanie,“ rief er, ihre beiden Hände ergreifend, „Weib, fühlst Du es denn nicht, daß wir uns noch lieben wie damals, daß Alles, was dazwischen lag, nur Selbstbetrug war? Sei wieder mein, mein geliebtes Weib.“

„Nein,“ sagt sie. Es war fast unhörbar.

„So liebst Du mich nicht mehr!“ rief er drängend.

Sie sah ihn an.

Ein freudiger Schreck, der sich augenblicklich in die heftigsten Liebeswünsche umwandelte, durchzuckte ihn. Ja, so blickte nur unsterbliche Liebe. Dann mußte ihr „Nein“ auch bestmöglich sein.

„Vorhin wolltest Du mich nicht hören,“ sagte er erregt, „jetzt zwingt ich Dich.“

Und er setzte sich an den Flügel, griff in die Tasten und sang:

Stell' auf den Tisch die duftenden Nefeden,  
Die letzten rothen Ästern trag' herbei,  
Und laß uns von der Liebe reden,  
Wie einst im Mai.

Gieb mir die Hand, daß ich sie heimlich drücke,  
Auf daß ich fühl', wie schön Erinnerung sei,  
Und laß' mich wieder Deine süßen Blicke,  
Wie einst im Mai.

Es blüht und flimmert heut' auf jedem Grabe,  
Ein Tag im Jahre steht den Todten frei,  
Komm an mein Herz, daß ich Dich wieder habe,  
Wie einst im Mai.

„Nun, meine Freundin,“ sagte er mit einem sanften, gütigen Tone, „hat dieser Abend meine Hoffnungen vernichtet oder erfüllt?“

„Werden Sie, wie mein erster Gatte, mit meiner Achtung fürlieb nehmen? Nein! Denn ich — ich liebe — ihn — noch immer,“ stüsterte sie.

Er nahm zärtlich ihre Hand. Ueber sein dunkles Gesicht flog ein melancholisches Lächeln, und sein Auge sah innig auf das schöne, blasse, jetzt schmerzverzerrte Gesicht des Weibes.

„Stolz und tapfer!“ sagte er. „Oh, wie das würdig ist. Sie lieben, aber Sie verlieren sich nicht. Liebe fragt nicht nach Werth und Unwerth, über Ihr Herz haben Sie keine Gewalt. Aber das Heiligthum Ihrer Frauenwürde geben Sie nicht dahin. Darum lieb' ich Sie nur noch mehr.“

Und nach einigen Secunden setzte er mit bedeckter Stimme hinzu:

„Nein, — Ihre Achtung ist mir nicht genug. Ich wollte Ihre Seele, Ihre ganze Seele, das ganze, herrliche, süße Weib wollte ich haben. — Gute Nacht, Melanie. Wir bleiben gute Kameraden, — was?“

Und er lachte sich aus wegen des Glor's, der sein Auge verdunkelt hatte.

„Nun, mein lieber von Meyer,“ sagte er zehn Minuten später, als dieser junge Mensch ihn auf dem Wege zum Club eingeholt hatte, „geben Sie mir Recht? Haben Sie auch den begangenen Worten zugehört?“

Der junge Herr hatte immer noch nicht ganz begriffen, fürchtete nun durch eine Entgegnung sich bloßzustellen und murmelte:

Auf den Klang der Stimme hatte sich die Gesellschaft möglichst leise herzugewandt. Aber weder Kronach, noch Melanie bemerkten einen einzigen Menschen. Sie waren beide leichenblau. Er fühlte, daß er noch nie so gelungen, wie in diesem Augenblicke, er mußte ihr die Tiefen der Seele aufgewühlt haben. Und sie stand einige Secunden wie in Erstarrung.

Dann neigte sie sich zu ihm und sagte leise:

„Wie einst im Mai, — so heute, — so ewig: nein!“

Sie wandte sich um, ihr Blick ging suchend, wie der eines verirren Kindes, bangumher. Sie sah all' die Menschen, und diese schienen sie wie eine Mauer zu umschranken und zu zwingen, noch länger mit ihm eine Luft zu athmen. Sie fühlte seltsame Kälte über ihren Körper kommen, und in ihrem Kopfe brauste es, wie Glockengewoge.

Hastig drängte sich an sie heran und nahm ihren Arm.

„Ja, — fort,“ stüsterte sie halb bewußtlos. Und die guten Menschen gönnten der Heldin des Abends ungehinderten Abgang; man bildete eine Gasse, schwiege und zeigte so, daß man Alles verstanden hatte, was vorgegangen war. Auf Haffens's Gesicht spielte ein teuflisches Lächeln, als er im Vorüberstreifen die Menschen hochmüthig und dreist ansah.

Draußen im Vorsaale gab er der schweigenden Frau ihren Mantel um, führte sie die Treppe hinunter und half ihr in den Wagen. An offenen Schläge blieb er stehen.

„Allerdings, — wenngleich ich nichts Besonderes...“  
„Das Besondere war, daß man einem weltmüden, zweifelvollen Herzen das letzte Restchen Hoffnung, das in ihm war, mautetodt gemacht hat, so daß an dem Aufkommen dieses Herzens überhaupt gezweifelt werden könnte,“ erzählte der Baron mit seinem gewissen Lächeln.

„Ah, das ist freilich Mord,“ rief der junge Meyer mit Entzückung, „wenn mir so etwas passirte...“

„Seien Sie ruhig. Sie haben von Ihrem Vater, dem Herrn Commerzienrath von Meyer, keine Anlage zu so etwas; den von Meyer's passirt dergleichen nicht. Ah, — da sind wir am Club, — gute Nacht; ich gehe nach Hause. Der Wein war zu schlecht, mir ist nicht wohl.“

Kadaver verboten.

## In alten Welfenschlössern.

Skizzen von E. Bely.

I. Hannover — Petit Paris.

Siehe die Abbildung, Seite 97.

„Dat Land twischen Deister und Leine,  
Dat is et rechte, dat is meine“

hatte der alte Welfe Erich I., welcher bekanntlich Luther auf dem Reichstage zu Worms mit einem Trunk Einbender Bieres erquidete, bei einer Erbtheilung gesagt, und jenes Land erkoren, und diejenigen, denen es später zufiel, haben allzeit gewußt, daß dort gut sein war. Das alte Schloß an der Leine, welches 1637 aus einem Minoriten-Kloster entstand, kann gar Vieles erzählen von „Geschlechtern, die kommen und gehen, und steigen wieder in's Grab“.

Seit jenen zwei und einem halben Jahrhunderten, in denen es stolz dort aufragt, hat es manche bauliche Veränderung erfahren, aber die Grundform ist so ziemlich dieselbe geblieben, ein paar Vierecke, die Höfe umschließen.

Die glanzvollsten Tage sah das Schloß unter der Regierung des Kurfürsten Ernst August und seiner geistvollen Gemahlin Sophie, der Leibniz die Bezeichnung „unsere große Frau Kurfürstin“ gab. Beide waren gleich prachtliebend, wie sie gleich ehrgeizig waren, — und das war das Band, welches sie vereinte, denn nicht Liebe hatte sie zu einander geführt.

Zahlreiche Bilder in der Familien-Gallerie zeigen uns das Paar in den verschiedensten Phasen seines Lebens: Ernst August als stattlichen, selbstbewußt blickenden Mann, mag ihn der Harnisch bekleiden, das goldgestickte Hofgewand oder die riesige Allonge und der Hermelinmantel, mit welchem er sich schmückte, als er die Kurwürde erlangt hatte, — Sophie, schön und hochheilig, in jugendlicher Tracht, wie im Wintertelge; sie hatte eine imponirende Gestalt, dunkelbraunes Haar, große blaue Augen und einen lichten Teint.

Galt Ernst August als „einer der schlauesten und politisch ausgebildetsten Fürsten“ seiner Zeit, so brachte ihm seine Gemahlin als einzige Müßiggängerin den „Stolz und die Romantik des Hauses Stuart“, — und das war eine bedeutungsvolle Gabe. Wie das Ehepaar darauf bedacht war, seinem Hause Ansehen und Macht zu geben, so suchte es auch nach Außen blendenden Glanz zu verbreiten; Ernst August führte die Primogenitur (Erstgeburtsrecht), im welfischen Hause ein, und seine Gattin sollte dazu bestimmt sein, demselben am Abend ihres Lebens den englischen Thron zu gewinnen.

Sophie war das zwölfte Kind des unglücklichen Winterkönigs Friedrich V., Kurfürsten von der Pfalz und der stolzen Elisabeth von England, Tochter Jacobs I., welche bekanntlich lieber „unter einer Krone hungern, als unter dem Kuchel schmelzen“ wollte.

Die Erziehung, welche Sophie erhielt, war eine äußerst strenge, hauptsächlich auf ceremonielle Dinge gerichtete, und wenig Liebe wurde der Prinzessin zu Theil: „Meiner Mutter war der Anblick ihrer Hunde und Affen lieber, als der ihrer Kinder,“ erzählte sie selber.

Während eines Aufenthaltes zu Heidelberg, am Hofe ihres Bruders Karl Ludwig, dem nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges ein Theil seiner Erbstaaten zurückgegeben wurde, verlobte sich Sophie mit Georg Wilhelm, dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, einem der schönsten Fürsten seiner Zeit. Nach herkömmlichem Brauche ging derselbe aber erst auf Reisen und zwar nach Italien, das ihm, wie so manchem Deutschen, verhängnißvoll wurde. Die feurigen Augen der Venezianerinnen thaten's ihm an; er vergaß die kühlenden seiner Braut, und seine Freiheit erschien ihm ein zu kostbares Gut, als daß er sie hätte opfern mögen, selbst für eine Prinzessin Sophie.

So machte er seinem jüngeren Bruder Ernst August den Vorschlag, statt seiner die Braut heimzuführen, — 20,000 Thaler Zulage zu dessen kleiner Apanage, und das Versprechen Georg Wilhelms, sich nie zu vermählen, damit sein Erbe Jenem und seinen Nachkommen zufalle, unterstützten als reale Dinge den absonderlichen Gedanken.

Die schöne Prinzessin mag über diesen seltsamen Wechsel nicht wenig erstaunt, vielleicht auch in ihren innersten Gefühlen verletzt gewesen sein, — aber sie ging auf denselben ein. In ihren Memoiren sagt sie: „Moi, j'étais trop fière, pour être touchée,“ und dem Bruder gestand sie, ganz von dem Hoheitsgefühl einer Stuart durchdrungen: „Ich betrachte eine Weirath nur wie eine Versorgung, um gut und standesgemäß zu leben; wer mir eine solche bieten kann, einerlei wer, dem werde ich meine Hand reichen.“

Und Ernst August erfüllte, was sie von ihm gehofft. Licht, Glanz, Musik, Freude herrschten in dem Schlosse an der Leine. Sophie hatte Reisen nach Paris gemacht, um ein Vorbild für ihr „petit Paris“ zu haben. Ein Zeitgenosse erzählt: „Alles ist in Hannover bei Hofe in gutem Zustande. Die Zimmer im Schlosse sind sehr sauber und reich möblirt. Es ist allda ein nettes Theatrum mit schönen Logen vor Leute von allerhand Condition, und zahlt allda kein Mensch, der in die Comödie geht, sondern der Churfürst thut alles auf seine Kosten, wie solches auch an anderen Höfen in Deutschland gebräuchlich ist, sowohl denen Leuten in der Stadt, als denen bei Hofe ein Vergnügen zu machen. Das Opernhaus aber in dem Schlosse wird von allen Reisenden billig als eine Rarität beisehen, in dem dasselbe sowohl der Malerei als der Einrichtung wegen, das Beste in ganz Europa ist.“

Der Hof ist durchgehends sehr polit und wird in Deutschland selbst wegen seiner Civilität und übrigen Wohlstandes in allen Dingen vor den Besten gehalten. Die Damen sind vollkommen wohl erzogen, höflich und meistens schön von Gestalt.“

„Komödien, Mästeraden, Wirthschaften“ fanden in den

glänzenden Sälen statt und zu der Carnevalsfarce „Trimalcion moderne“ hatte Niemand anders den Text geschrieben, — als der Philosoph Leibniz!

In der Beschreibung einer Maskerade auf dem Rathhause vom Jahre 1688 heißt es: „Bei der Rathhausthür nun stunde ein Unteroffizier mit etlichen Notten Mustetiere zu beiden Seiten, durch welche man hingehen und sich, damit keiner ohne Nase mit hinein schleichen möchte, beschauen lassen mußte, und kam man gleich auf den großen Rathhaus- oder sogenannten schönen Huldigungs-Saal, welcher mit großen Spiegeln und drei doppelten messingenen Kronenleuchtern an den Wänden aufgesteckt behangen waren. — Es waren von hohen Personen auf dem Rathhause zu sehen, der Herzog daselbst mit deren Frau Gemahlin, hochfürstliche Durchlaucht, der Erbprinz mit dero Frau Gemahlin, Prinz Maximilian und Prinz Charles, dann Herr Herzog von Celle und Gemahlin, auch vom Wolfenbüttelischen Hause Herr Herzog Anton Ulrich, dero Frau Gemahlin und ältester Prinz mit Gemahlin, auch einer Prinzessin und einem gräflichen Fräulein von Hohenlohe, so sich als Daie am selbigen Hofe aufhält, wie auch eine Gräfin von Reuß, und hundert von solchen fürstlichen Personen. Die Herrn Herzöge von Hannover, Celle und Wolfenbüttel, nebst deren französischen Cortège Monsieur Comille, Graf Gall und Montalban und die verschiedenen Cavaliere, zusammen an elf Personen, saßen oben im Saal bei einer runden Tafel und spielten das also genannt Heid (?) (wobei damals des Herzogs zu Hannover Durchlaucht 14,000 Reichsthaler zum Gewinnst erhalten haben).

Während dem Spiele demaskierten sich die Herrn Herzöge sowohl, als auch die fürstlichen Frauenzimmer, so meist aber sich die ganze Zeit beim Tanz hielten und zusahen, auch zum theil mitanzten. Es war dasmal der Herzog zu Hannover mit einem seidnen, mit goldenen Blumen durchwirkten Schlafrode, der Herzog von Celle aber mit einem schwarzen und der Herzog von Wolfenbüttel mit einer rothen Kammerlücke (Domino?) auch mit tüchtigen Mützen und raffinen Masken, so um den ganzen Kopf gingen, gekleidet. Das fürstliche und Hofrauzimmer aber mehrtheils mit rothen Kammerlücken und darum kleinen, gestickten, allerlei Fagon-Gürteln, gestickten kleinen Mützen oder Kasketten, deren etliche dazu mit Perlen, auch Kleinodien und mit großen Stupfedern besetzt waren. Etliche aber waren auf andre Art angethan, darunter die junge Prinzessin von Celle und auch die von Wolfenbüttel einen Kardinal in Kleidungen präsentirten.

Alles solches Wert und Wesen ging zu vier Uhr Nachmittags an und endigte sich zu zehn Uhr des Nachts, binnen welcher Zeit immerhin Manns- und Weibseute auf- und abgingen, mit einander redeten, lachten, sich kitzelten und scherzten und fuhrten dann gegen solche Stunde, da zur Tafel geblasen wurde, allerseits Herrschaften wieder nach Hofe.“

Die Jünger Italiens haben für damalige Verhältnisse zu Hannover goldene Zeiten gehabt: „Der Comödianten sind jetzt daselbst sieben in Diensten, welche zusammen jährlich sechstausend Reichsthaler bekommen und über das ihnen noch die nothdürftigen Kleider zu den Comödien geschafft werden.“

Großartig waren die Festlichkeiten und Ceremonien am hannoverschen Hofe bei fürstlichen Besuchen, wie Hochzeiten, — hatten sich doch auch enge Bande mit dem brandenburgischen Hause geknüpft durch die Vermählung von Ernst August und Sophiens einziger Tochter Sophie Charlotte, der „philosophischen Königin“, mit dem ersten Könige von Preußen. Die preussischen Verwandten, der König von Spanien, die Königin von Dänemark, Peter der Große u. A. wurden als Gäste begrüßt.

Bei Peters erster Anwesenheit am 25. Juli 1697 hatte er auch dem „Bocksberg“ (Brocken), einen Besuch gemacht und traf dann in Göttingen mit dem hannoverschen Hofe zusammen, bei welchem Sophie Charlotte als Gast weilte. Der, wie es scheint, das öffentliche Aufsehen scheuende Beherrscher der Reußen machte aber, — laut Hofbericht, — seine Bedingungen:

„Seine Czarische Majestät ließen dem Hofmarschall sagen, daß sie willens, denselben Abend zu Göttingen mit der sämtlichen Herrschaft zu speisen, es sollte aber niemand in das Gemach kommen, außer der Herrschaft, als die Damen, der Hofmarschall und drei oder vier Cavaliere.“

Man trug dem Wunsche des Gastes Rechnung, — als der Czar aber anlangte, standen doch viele Leute auf dem Balle und Peter, beleidigt äußernd, daß das wider die Abrede, stieg im Rathhause ab, wo man die Küche für die Domestiken aufgeschlagen. Der Intervention des Hofmarschalls gelang es aber doch, ihn zum Kommen zu bewegen, man führte statt des Czaren den Gefandten in einer Kutsche nach dem Schlosse, Peter selber kam bei Eintritt der Dunkelheit zu Fuß.

Am 1. März 1713 wiederholte er seinen Besuch, kam diesmal nach Hannover und sträubte sich nicht gegen das Ceremoniell eines großen Empfanges. Er wurde mit aller Pracht eingeholt. Von der Moskowitzischen Garde, welche ihn begleitete, heißt es: „Sie bestand aus 30 Mann, die aber keine sonderliche Parade machten, weil sie nicht allzuwohl montirt waren, auch ganz confus durch einander ritten. Die Hüte hingen ihnen um die Ohren, die Degen hatten sie zwar entblößt, waren aber ziemlich rostig. Ihre Montur war grau mit rothen Doublen ganz schlecht, wiewohl sie sich des andern Tages besser ausstaffirt hatten.“

Große Tafel mit „goldenem Service“ und roth-saunmetnen „Chaises à dos“, Musik, „gepauert und geblasen“, von Kanonen-

schüssen begleitet, Comödie, Maskerade und Tanz ließ der Czar über sich ergehen.

„Se. Czarische Majestät forderten ihre Durchlaucht die Churfürstin (damals 83 Jahre alt) auf und machten mit einem polnischen Tanze den Anfang.“

Bei dieser Gelegenheit war's, daß Peter, die fischbeinigen Schnürleiber der Damen nicht berücksichtigend, äußerte: „Die hannoverschen Frauenzimmer haben verzeufelt harte Knochen.“

Weiter wird erzählt:

„Der Czar wollte aber nicht in dem vor Sie zubereiteten Bette schlafen, vorgebend, nicht gewohnt zu sein in so kostbarem Bette zu schlafen, wie sie denn auch ihr eigen Bettwerk, so in Matten bestehet, auf die harte Erde haben legen lassen und darauf die Nacht zugebracht.“

Waren Paris und Versailles dem prachtliebenden churfürstlichen Ehepaare Vorbilder, so auch andere französische Sitten. Es gab ebenfalls eine hannoversche Pompadour, die Baronin, spätere Reichsgräfin von Waten, geb. von Meisenburg.

„Sie hielt in ihrem Hause, das dicht neben dem Schlosse stand, einen eigenen kleinen Hofstaat; ihre sechs Lakaien trugen rothe Livree mit silbernen Knöpfen und ihre Pferde hatten



Studienkopf. Von E. Gaanen. — Siehe Seite 105.



oft auf einige Tage zusammen, und deswegen sind die Gefühle hier auch glühender, in ihren Aeußerungen greller und disharmonischer, als anderwärts.

Streng wachen in erster Reihe die Mütter, aber auch ältere Schwestern und namentlich Brüder über die Ehre eines jungen Mädchens, deren Verletzung in früherer Zeit unumkehrlich die Ruthe in ihrem vollen Umfange wachrief, und die auch heute noch hart geföhnt wird. Ja, die Verachtung, die den Verführer trifft, reicht sogar über das Grab hinaus, denn der heilige Ilya (Elias), welcher in der serbischen Legende, als treuer Anklager an die altgriechische Mythologie, genau die Stelle Charons einnimmt, darf jede Seele in das glückliche Jenseits überführen, nur drei nicht:

- Eine Seele, lüdenreich,
- Die den Rum\*) jog vor Gericht,
- Eine Seele, lüdenreich,
- Die dem Nachbar lang' gegrollt;
- Und die lüdenreichste Aller,
- Die verleumdet eine Jungfrau

Ein arger Verführer, der im Grabe keine Ruhe findet und den die Mutter fragt, ob ihn die Erde oder der Sarg drücke, antwortet ihr:

Nicht die Erd' ist's, die mich drückt, o Mutter,  
 Nicht die Ahornbretter meiner Wohnung. —  
 Was mich drückt, das sind der Mädchen Klügel!  
 Grämen sie sich, so dringt's auf zum Himmel;  
 Seufzen sie, so dröhnt die ganze Erde;  
 Wenn sie weinen, muß es Gott erbarmen!

Die erste Liebe wird in vielen Gefängen gefeiert und bei den Süd-Slaven fast noch höher gehalten, als bei anderen Völkern; deutlich zeigt dies ein Ausspruch in einem aus dem Banat stammenden Liede, wo es heißt:

Erste Liebe ist ein Becher Blumen;  
 Zweite Lieb' ein Becher rothen Weines;  
 Doch die dritte ist voll Gift ein Becher!

Kommt es, was sehr häufig geschieht, zu einer Lösung des ersten Verhältnisses, sei es nun durch Tod oder Untreue des Geliebten, dann zählt es nicht zu den Seltenheiten, daß die Betrogene ihrem Leben ein gewaltsames Ende bereitet. Ich selbst habe in Biskupgrad\*\*) gesehen, wie ein Mädchen von der Prina-Brücke in's Wasser sprang, als sich der Hochzeitszug ihres einstigen Auserwählten näherte; und in Vilet\*\*\*) traf ich eine halb wahnsinnige Greisin, deren zwei Töchter sich vergiftet hatten, weil der Bräutigam der einen im Kampfe gegen die Oesterreicher gefallen, der der anderen nach Montenegro gezogen und nicht wieder heimgekehrt war.

(Schluß folgt.)

\*) Pathe, eine besonders hochverehrte Persönlichkeit.  
 \*\*) Stadt im südlichen Bosnien, südöstlich von Sarajewo, dicht an der serbischen Grenze.  
 \*\*\*) Ort in der südlichen Herzegovina, an der Quelle der Trebišnjica, eine halbe Stunde von der montenegrinischen Grenze.

Nachdruck verboten.

### Aus der Pariser Gesellschaft.

Paris, im Mai.

Wie Alles auf Erden, so wandelt sich auch die Gesellschaft; es wäre vielleicht des Schweifes eines Edlen, eines Philosophen und Cultur-Historikers werth, an der Hand von geschichtlichen Thatfachen nachzuweisen, inwiefern die Gesellschaft in ihren Sitten und Moden den großen Wandlungen der Weltgeschichte anhangsvoll voraussetzt, oder — nachhinkt. Das Richtige ist vielleicht, daß ebenso sehr das Eine, wie das Andere der Fall ist, und daß die sondernde Thätigkeit des Cultur-Historikers auf Hindernisse unüberwindlicher Natur stoßen würde.

Betrachten wir beispielsweise den Faubourg Saint-Germain, in den vor noch gar nicht so langer Zeit der brave General Boulanger seinen Einzug gehalten hat, nicht gerade mit dem Pomp, den uns ein bekanntes Marat'sches Bild vor Augen zaubert, aber doch in einer in den Annalen jenes altaristokratischen Viertels kaum dagewesenen, freigelegten Art. Sehnt sich der Faubourg à tout prix nach einem neuen Götze, selbst wenn es der Hof seines Herzens nicht wäre? sieht er große Wandlungen voraus? befindet er sich im Schlepptau des bekannten orleanistischen und bonapartistischen Präcedenten, oder ist er, — insofern eine Collectivität von Palästen überhaupt bewegungsfähig ist, — der Vorläufer einer neuen cäsarianischen Glanz- und Gesellschafts-Epoche?

Ich möchte auf diesen und ähnliche Gedanken nicht näher eingehen, weil es ja nicht meine Aufgabe ist, an dieser Stelle Politik zu treiben. Es genügt mir, wenn obiges Beispiel meine Einleitungsworte genügend illustriert hat. Auch ist ja nicht zu verkennen, daß nicht nur politische Einflüsse, sondern auch das Ausland, das mit Dampf und Electricität, durch seine Waaren, seine Zeitungen und seine Reisenden immer mehr nach internationalem Bürgerrechte trachtet, im Faubourg St.-Germain, von dem allein ich heute sprechen will, gewaltige Revolutionen verursacht hat.

Schon die Bezeichnung „Faubourg“ St.-Germain giebt zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Unter „Faubourg“ verstand man früher stark bevölkerte, wohnlich revolutionäre Viertel, welche die wohlhabenden Stadttheile des Centrums gleichsam umlagerten, nur zu bereit, nach Raubthierart über den aufgeschreckten Vorrath der Reichen bei guter Gelegenheit herzuhalten.

Heute liegt die Sache genau umgekehrt. Die Faubourgs, die sich in die üppigen großen Boulevards einschmiegen und mit ihnen beinahe verschmelzen, können mit den von der Mode etwas vernachlässigten inneren Stadttheilen ohne große Mühe rivalisiren. Der Faubourg Saint-Germain hat allerdings immer eine Sonderbedeutung behalten. Er bedeutete und bedeutet noch heute nicht so sehr einen Stadttheil von Paris, der, — je nach seiner Lage, — arm oder reich ist, sondern er ist ein politischer und socialer Begriff. Er hat sich stets, so viel es ihm möglich war, gegen revolutionäre Einflüsse ab-

geschlossen, was ihn allerdings nicht hinderte, den jeden Regime-Wechsel überlebenden jungen Adel in sich aufzunehmen und ihm, je mehr er alterte, eine ebenbürtige Stellung einzuräumen.

Man darf wohl behaupten, daß sich der Faubourg St.-Germain gegen Schreckensherrschaft und Guillotine, die seinem ganzen, auf der Ueberlieferung beruhenden Wesen entgegen waren, viel tapferer vertheidigt hat, als gegen das Gold, gegen die Versuchung des Geldes und gegen — die Verarmung. Die Verarmung ist für viele Menschen schlimmer als der Tod, und nichts bestärkt diese Erfahrung mehr, als der französische Adel, der, — insofern er in Paris weilt, — in dem Sammelnamen „Faubourg St.-Germain“ aufsteht. Wie hat sich letzterer verändert! und gewiß nicht nur dadurch, daß der Seine-Präfect Haugmann, daß das zweite Kaiserreich einen mächtigen Verkehrsweg, den Boulevard Saint-Germain, durch dieses von dem elendesten Bassengerümpel umrahmte Palastviertel gleichen Namens gelegt hat. Die prächtigen Gärten, deren uralte Bäume den Stammvater uralter, edler Geschlechter zu verkörpern schienen, sind zum größten Theile verschwunden, und die paar Privat-Paläste, die Hotels Lannes, Galliera, Castries u., welche den Aufsturm neuer Zeiten und neuer Gesellschaftsklassen überdauert haben, sind zu zählen.

Es wäre interessant, die Geschichte dieser dodescentes, die mit der Schreckensherrschaft begann, unter dem ersten Kaiserreiche, trotz aller Versuche des großen Corsen, einen adeligen Hof sich zu bilden, und ebenso unter der Juli-Monarchie, trotz ähnlicher Bestrebungen des Bürgerkönigs, fortbauerte, und unter der dritten Republik zum trostlosesten Ausdruck gelangte, — an dieser Stelle wenigstens zu skizziren. Aber mit der Geschichte verhält es sich wie mit den Schönheiten von ehedem. Wir sind Egoisten! Wir lieben nur die Blumen, die noch blühen und duften, wir lieben nur die Gegenwart.

Die Gegenwart! Nun, mein Gott, — der Faubourg St.-Germain ist nicht mehr das, was er war, aber er ist immer noch reich, prächtig und eigenartig genug, um ihm noch ein ausgiebiges Interesse abgewinnen zu können. Was ihn heute kennzeichnet, das ist, worauf ich schon anspielte, seine enge Verbindung mit der haute finance, die für ihn verführerischer war, als alles Jacobinerthum. Nachdem er früher zu zurückhaltend, zu ausschließlich gewesen war, verfällt er nun in den entgegengesetzten Fehler. Wir sehen den Faubourg nicht nur mit Abenteurern wie Boulanger paktiren, sondern auch mit dem Faubourg Saint-Honore und dem Finanzviertel des Parc Monceau in die allerinnigsten gesellschaftlichen und — geschäftlichen Beziehungen treten.

„Geschäftliche Beziehungen!“ das Wort klingt hart oder vielmehr würde hart klingen für das Ohr eines jener Granden unter dem Sonnenkönige und dessen Nachfolgern, für das Ohr von Männern, davon jeder Zoll ein gentilhomme war! Der gentilhomme von heute speculirt an der Börse und macht eine Millionärstochter zu seiner Schwiegertochter. „Il dors son blason“, und — was das Seltsamste ist, — diese Neigung wird heute auf der Pariser Bühne überhaupt nicht mehr verspottet, obgleich sie seit der Zeit, wo Scribe die „Geldheirath“ zu seinem Lieblings-Thema erhob, bedeutend gewachsen ist. Diese merkwürdige Erscheinung erklärt sich ganz einfach dadurch, daß die modernen französischen Lustspielschreiber selbst durch das laudimische Joch der Geldherrschaft mußten und nicht mehr frei sind.

Um sich von dem eben Ausgeführten zu überzeugen, braucht man nur einen Blick auf die prächtigsten Hotels des Faubourg St.-Germain, auf die ältesten Adelsfamilien Frankreichs zu werfen. Letztere sind fast durchweg, um mich eines familiären Ausdrucks zu bedienen, mit dem Parc Monceau verschwägert, wie man heute das Viertel nennt, welches, vor Jahrzehnten noch unbekannt, die Erbchaft der Chaussee d'Antin angetreten hat und die Hochburg des Geldadels geworden ist. Die Herzogin von Sagan beispielsweise verbannt ihren großen Reichtum und den Glanz ihrer Feste, die ebenso gut in der Provinz, wie im Faubourg St.-Germain stattfinden, nicht etwa ihrem geschiedenen Gatten, sondern ihrem Vater, einem hervorragenden Finanzier. Ich könnte diese Beispiele verzehefachen, doch wird ein flüchtiger Blick auf die vorerwähnten Hotels des Faubourg genügen, um meine Behauptung zu erhärten, so auf das berühmte Hotel de Castries. Der Besitzer desselben war gezwungen, es Stockwerk für Stockwerk an den reichen, den Faubourg langsam erobernden Börsenadel zu vermiethen, und erst durch seine Ehe mit der Baronin Sina wurde es ihm möglich, demselben wieder den Charakter eines feudalen Herrenschloßes zu geben. Das Hotel de Lannes wurde von dem Herzog von Sabran, der Fräulein von Lannes geheirathet hatte und sie überlebte, zum größten Theile an den Schwiegerohn Rothschild's, Herrn Ephrussi, vermiehet. Und auch die Hotels Dondauville, Bisaccia u. a. m. haben Wandlungen ähnlicher Art erlebt.

Es versteht sich von selbst, daß Madame auch im Faubourg St.-Germain noch empfängt, natürlich, wie es allgemein Sitte ist, an bestimmten Tagen. Die Zimmer sind in Paris, wo es an Raum fehlt und die Mietzpreise infolgedessen leicht in's Ungeheuerliche steigen, meist sehr klein, bisweilen klapptisch klein. Anders im Faubourg. Dort empfängt Madame in einer hall, wie der Franzose, der an englischen Brocken Freude hat, zu sagen liebt, Geräfelte Wände, Gobelins, Tapeten, Seidenmöbel in allen Größen und Formen, und nach der neuesten Mode, ähnlich wie im Atelier eines berühmten Malers, in künstlicher Unordnung aufgestellt, überall Plauderwinkel und Plaudereden bildend. Allerorten kleine Tischchen, und in irgend einer Ecke, halbversteckt von mächtigen Blattpflanzen, das Buffet. Die Sitten haben sich in der That unter englischem, amerikanischem und man darf hinzufügen, russischem Einflusse stark verändert. Früher genügte ein Stüchchen Kuchen und ein kleines, so kleines Liqueur-Gläschen, daß man es kaum sah. Heute ist man materialistischer geworden, und vielleicht liegt das zum Theile auch daran, daß der Sport, die Körperbewegung, die Gymnastik in allen Formen, in Frankreich bedeutende Fortschritte gemacht haben, und daß damit zugleich auch die Eßlust erhöht wurde. Die Zahl der Kleiderinnen im Bois de Boulogne hat sich in wenigen Jahren verdreifacht; man betreibt sogar den Fußsport, und die englischen Rasenspiele haben der vornehmen französischen Gesellschaft geradezu den Kopf verdrückt.

Madame empfängt also nach diesen Sport-Exercitien ihre Gäste, die natürlich in ihrem Promenaden-Kostüm sich viel wohler fühlen, als in freiem Gesellschafts-Kostüm, zum five o'clock tea, bei dem der Thee inoffen nur eine ganz kleine Nebenrolle spielt. Nach den erwähnten körperlichen Uebungen will man erusthaft essen und trinken. Das Buffet weist Caviarschnitte, Gänseleber-Pastete und sonstige Sspeisen und vor Allen auch Bouillon auf. Alle russischen Lederbüßen sind

vertreten, denn im Faubourg so gut wie im letzten Salon des Bourgeois, wird der erträumte Bundesbruder auch in dieser Form gern gefeiert. Und so giebt es denn auch neben den trefflichsten Weinen des Südens und Frankreichs, die, in kristallinen und silbernen Kannen und Krügen servirt, in allen Farben des Regenbogens erstrahlen, allerlei russische Schnäpse.

Diese sehr substantielle Berpflegung aller, auch der weiblichen Gäste, verfehlt ihren Einfluß auf den Gesellschaftston natürlich nicht. Früher plauderte und küsterte man, und die boshaften Bemerkungen über dieses oder jenes Mitglied der Gesellschaft waren so leicht und flüchtig, wie die Perlen des Champagners. Heute geht es milder ätherisch zu. Die Gesellschaft hat sich sogar im Faubourg St.-Germain demokratisirt, und die blumenreiche, galante Sprache der Altvordere würde kaum mehr verstanden werden oder geziert erscheinen. Nur so erklärt es sich, daß man der Tagespresse gestattet, über alle Familien-Verhältnisse des Faubourg frei zu berichten, jede seiner wirklichen oder angeblichen Schönheiten zu schildern, zu verherrlichen und bisweilen zu kritisiren. So hatte vor einiger Zeit ein Blatt den seltsamen Einfall, alle heirathsfähigen oder ebenverheiratheten jungen „ducs“ des Viertels vor dem Leser Revue passiren zu lassen. Eben erst verheirathet: der Herzog von La Roche-Guyon, der Vicomte Charles de la Rochefoucauld, später Herzog von Dondauville, der Herzog von D-cazes und der Herzog von Motny. Noch zu haben: der Herzog von Uzès, der Herzog von Lannes, der Herzog von Brillac, der Prinz von Tarent, später Herzog von Trémouille, der Marquis von Binodan, Herzog von Castelfidardo, der Sohn der Prinzessin von Sagan und zwei Tallevrand-Béringord's.

Eugen von Jagow.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Im richtigen Moment.** Von A. Schram. Siehe das Bild, Seite 100. — Alte Leute und junge Leute sind oft genug verschiedener Meinung. Wenn die alte Dame, die so sorglos ihr Mittagsschlafchen im Sorgenstuhle hält, während sie ihr Fächerlein wohl geborgen meint, plötzlich erwachte und inne würde, daß sie nicht mehr zu Zweien, sondern zu Dreien sich in der Wohnung befindet, so würde sie wahrscheinlich der Ansicht sein, daß der ungeliebte Gast durchaus nicht den richtigen Augenblick für einen Besuch gewählt habe. Denn selbst wenn er ihr auch sonst als ein höchst angenehmer Gesellschaftler und auch nach anderer Richtung in allen Stücken „wünschenswerth“ erschiene, so würde sie doch jedenfalls die Unterbrechung ihres Mittagsschlafchens lebhaft bedauern. Fast aber scheint es, als ob der Besucher diese Besuchsstunde gewählt habe, gerade weil er die Gewohnheiten der alten Dame kennt, und von ihr ungeföhrt sein möchte. Es ist ja häufig, wenn man die Gegenwart einer alten Dame als Störung betrachtet, aber ganz undenkbar ist diese Auffassung zweifellos nicht, wenn man weiß, wie junge Leute nun einmal sind. Die beiden Jungen geben sich offenbar alle Mühe, die alte Dame nicht aufzuwecken, wir wollen hoffen, daß das wirklich nur aus Rücksicht geschieht und daß, sollte sie dennoch vorzeitig erwachen, Keiner von den Dreien eine unangenehme Ueberraschung empfindet.

**Studentopfi.** Von E. Haanen. Siehe das Bild, Seite 101. — Ein rothes Tuch um die wirren schwarzen Locken geknüpft, eine Korallen-Kette um den Hals geschlungen, die lose Taille den mädchenhaften braunen Hals freilassend, ohne Furcht, daß die italienische Sonne ihn noch mehr bräunen könnte, so steht das neapolitanische Fischermädchen am Strande und hält Ausschau auf das blaue Meer. In der Ferne zeigt sich ein dreieckiges Segel, die Rückkehr einer Fischerbarke kündend. Des Mädchens Augenlider mit den langen, seidenhaarigen, schwarzen Wimpern sind halb geschlossen, und doch ist ihr Blick klar und weißhauend, wie der des Raubvogels. Sie weiß ganz genau, wem die Fischerbarke angehört, und wer ihr daraus entgegenzueilen wird, sobald die Barke auf den Strand gestossen ist. Den Jahren nach ist das Mädchen fast noch ein Kind. Aber der halbgeöffnete Mund verräth, daß ihrem Herzen die Sehnsucht nicht mehr fremd ist.

**Königin-Witwe Maria von Bayern †.** Siehe das Portrait, Seite 104. — Bereits in voriger Nummer haben wir einen Rückblick auf das Leben der am 17. Mai auf Schloß Hohenwangau entschlafenen Königin-Mutter von Bayern geworfen. Heute bringen wir das Bild der schwergeprüften Frau, die mit stiller Seelenstärke und in aufrichtiger Frömmigkeit die schwersten Prüfungen ertragen hat, welche jemals einem Mutterherzen bestimmt waren. Am Dienstag, den 21. Mai, erfolgte in München in der Cajetan-Kirche die Beisetzung der sterblichen Hülle der entschlafenen Königin. Die Straßen Münchens, durch welche sich der Leichenzug bewegte, zeigten düsteren Trauererschmerz, und die Bevölkerung bedauerte auf alle Weise ihren Schmerz um die Dahingegangene, die allen Bedürftigen und Hülfesuchenden stets ein offenes Herz und eine offene Hand entgegengebracht hat. Dem von Gugelmännern getragenen Sarge folgte als erster Leidtragender der Prinz-Regent Luitpold von Bayern, dem sich zwischen den Vertretern der Kaiser von Deutschland und Oesterreich, dem Prinzen Friedrich Leopold von Preußen und dem Erzherzog Friedrich von Oesterreich, als nächster Blutsverwandter der verstorbenen Königin, der Großherzog von Hessen anschloß. Die übrigen bayerischen Prinzen und Herzöge, die Prinzen Wilhelm und Albrecht von Württemberg, die Prinzen Wilhelm und Heinrich von Hessen, der Erbprinz von Anhalt, Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen, und der Herzog von Leuchtenberg waren die anderen fürstlichen Leidtragenden, welche dem Sarge das Geleit nach der Cajetan-Kirche gaben. Hier erfolgte die Einsegnung der Leiche durch den Erzbischof von München; der Erzbischof von Bamberg, die Bischöfe von Augsburg, Regensburg, Eichstätt und Passau wohnten der Feier gleichfalls bei, ebenso sämtliche Prinzessinnen des bayerischen Königshauses, die vor dem Hauptaltare Platz genommen hatten. Am Tage nach der Beisetzung beschloß ein Requiem in der Theatiner-Kirche, bei dem der Erzbischof von München unter Aufsicht mehrerer Bischöfe celebrierte, während der Hof-Stiftsdekan von Luert über den Psalm: „Nach der Fülle meiner Trübsal im Herzen haben Deine Tröstungen meine Seele erquickt“ die Trauerrede hielt, die Leichen-Feierlichkeiten für die Königin-Mutter Maria von Bayern.



Königin-Witwe Maria von Bayern, gestirbt am 17. Mai. — Siehe Seite 103.

Nach temperaturausgleichend wirkt der Wald. Er erscheint uns kühler bei Tage und wärmer bei Nacht im Vergleich zum freien Felde.

Aus dem Erörterten geht hervor, daß in den Ortschaften, zumal in den großen Städten, die luftverbessernde Wirkung von Gartenanlagen völlig verschwindend ist gegenüber der übermäßig vermehrten Erzeugung von Kohlenäure durch so viele athmende Wesen, sowie durch Verbrennungs- und Verwesungs-Vorgänge der mannigfachsten Art.

Günstiger steht es mit dem Inneren unserer Wohnungen. Zwar kommt die Vermehrung der Luftfeuchtigkeit durch die Pflanzen hier nicht in Betracht, da durch die Athmung des Menschen und durch brennende Lichter der Luft mehr Wasserdampf zugeführt wird, als zum Wohlsein erforderlich ist.

erscheinen läßt, täuscht sich durch die Vermischung von Producten der trockenen Destillation, welche aus den auf den erhitzten Oefenflächen lagernden Staubtheilchen entstehen und die Schleimhäute der Kehle reizen.

Dagegen kommt die ozonisierende Wirkung lebenskräftiger Pflanzen im hellen Zimmer eher stärker zur Geltung, als im Walde, weil der Ausgleich der Luft-Zusammensetzung mit der der Außenluft langsamer sich vollzieht. Eine Luft-Verschlechterung haben wir nur von absterbenden, sich zerkleinernden Pflanzen zu befürchten und dürfen gesunde Pflanzen auch im Schlafzimmer unbedenklich anbringen.

Dr. G. Holte.

Neben den allseitig geschätzten Hängelampen haben sich zu Ende der Winter-Zeison die großen englischen Standlampen mit Erfolg eingeführt. Sie verbanten denselben einerseits ihrer geschmackvollen, einer dorischen oder ionischen Säule ähnlichen Form, andererseits ihrer gediegenen Ausführung in verschiedenen Metallen, besonders in Messing, oder wie man zur Zeit sagt, in Cuivre poli.



Kadnerud auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

**Getrocknete Blumen.** — Wie trocknet man frische Raiglöckchen, daß sie vollkommen weiß bleiben, und Rhododendron, daß er seine schöne rothe Farbe behält?  
**Langjährige Abonnentin L. H. in Graz.**  
**Austreichen von Messing-Schlössern.** — Gibt es ein Mittel, um Messing-Schlösser an Thüren zu überstreichen, damit das lästige Rufen vermindert werden kann? M. A., Dresdenerstraße.

Antworten.

**Gipsfiguren (96).** — Gipsfiguren reinigt man, indem man sie mit gelochter Stärke überstreicht, und dieselbe so lange sitzen läßt.

bis sie von selbst abspringt. Sollten nach einigen Tagen noch einzelne Stücke des Ueberzuges festhaften, so entfernt man sie vorsichtig mit der Hand.  
Frau R. in Frankfurt a. M.

Rathschläge.

**Bohrschneide Wäsche.** — Den Viehhaberinnen wohlthätender Wäsche empfehlen wir zur Feiertags- und Sommerzeit das Sammeln von Waldmeister. Derselbe wird zu kleinen Sträußen oder Kränzen gebunden, in feinen Musselin genäht und in den Wäschebottich gelegt; er durchzieht denselben mit einem Duft, der sich lange Zeit dauernd dem gesammten Inhalte mittheilt. Dasselbe gilt von dem Lavendel, der langkettig geknüpft, ebenfalls zwischen die Wäsche gelegt wird; auch macht es Kindern Vergnügen, von diesem kleine Nieschläschen, wie das dargestellte, anzufertigen. Man nimmt ein kleines Bündel der duftigen Blüthen, bindet sie unmittelbar unter dem Abflusse fest zusammen, biegt die Stiele ringsum über die Blumen zurück, sodas sie ganz eingeschlossen werden, bindet sie oben abermals fest und überschürzt sie, von unten beginnend, mit farbiger Wolle oder Seide, zum Abflusse mit einem kleinen Seileisen geziert, hat man so ein niedliches Nieschläschen, das seinen Duft bewahrt und ein Abfallen der Blüthen verhindert.



**Rothes Johannisbeer-Gelée.** — Der roh aufgebrevete Saft von rothen oder beliebig zur Hälfte rothen, zur Hälfte weißen Johannisbeeren wird gewogen und, damit er recht klar werde, durch einen Filtrirbeutel filtrirt, dann in einem Porzellan-Kauf gethan und mit einem Holzlöffel ununterbrochen etwa 1 1/2 Stunde gerührt, indem man immer nach Verlauf einiger Minuten einen Glöskel grieben, sein gesiebten Zucker dazu giebt. Man rechnet dabei auf 1/2 Kilo Saft 625 Gr. Zucker, der von guter Raffinade sein muß. Es zeichnet sich dies Gelée durch Farbe und Geschmack vor allen anderen aus; dasselbe darf aber nicht zu lange aufbewahrt werden.

**Apfelosen-Marmelade.** — Hierzu verwendet man gern recht reife, weiche Früchte, die man schält, entsaftet und durch ein Haarsieb streicht. Wie bei den Johannisbeeren, rechnet man auf das halbe Kilo Frucht 1/2 Kilo Zucker und kocht diesen in bestimmter Weise „zum Bruch“, schüttet dann die Apfeloosen hinein und läßt sie bei schwachem Feuer so lange kochen, bis die Masse breit vom Löffel fällt. — Es ist bei allen diesen sehr einfachen Recepten, namentlich beim Kochen, eine große Aufmerksamkeit erforderlich; eine kleine Unachtsamkeit verdirbt oft im Augenblick die ganze Mühe, da alle Marmeladen so sehr leicht anbrennen, und da schon bei geringem Versehen, wenn nicht der Geschmack, so doch die Farbe leidet.

**Frau Maria H. in Frankfurt.** Einen Spiritusflöcher für die Reise, der über den Rücken entspringt, brachte Ihnen bereits die Nummer vom 20. Mal d. Z. Das kleine praktische Ding besteht, wie Sie sich durch den Anzeigebildern überzeugen können, aus einem hohen, länglichen Blechtopf mit Deckel und einem abnehmbaren Griff. Dieser, sowie der zusammenlegbare Dreifuß aus Metall, der keine, mit einem Drahtnetz überzogene Spiritusflöcher, die flache Spirituskocher, Streichlöcher und ein kleines Spiritusgefäß haben Aufnahme in dem Kocher, sodas man alles Nothwendige beisammen hat. Außer der Firma Ernst Koch, Altenburg in Sachsen, Sporenstraße 15, nennen wir Ihnen noch Emil Wille & Comp., Berlin W., Jäger-Strasse 32, als Bezugsquelle.

**Frau Theresia M. in Breslau.** — Der Verkauf der bodenbüden Schmuckkästen, von denen wir kürzlich berichtet, ist dem Magazin für Berliner Kunstgewerbe von H. Hirshwald übertragen. Wollen Sie sich gefälligst an die Firma wenden, welche wohl geruht sein wird, Ihnen eine Anweisung zu machen zu lassen.

**Marie B. in Wien.** — Salatgrün ist auch hier die neueste Farbe für Feinspapier, doch dürfte diese Modelane nicht länger dauern, als jene, welche das feuerrothe „Höllenspapier“ verdrängt.

**L. H. in Hildburghausen.** — Mit Ihrer ersten Frage wollen Sie sich gefälligst an Ihren Arzt wenden. — Für eine Witwe von dreißig Jahren, die zum zweiten Male vor den Altar tritt, würde als passende Toilette unter nachfolgenden Darstellungen zu wählen sein Abb. 1 und 25 der Nr. vom 1. Januar d. Z., Abb. 44-45 der Nr. vom 17. Februar d. Z., Abb. 50 der Nr. vom 3. März d. Z. Dazu je nach der Toilette ein Orangenzweig mit oder ohne Spitzenbarbe im Haar. Als Standesamts-Toilette ist das dunklere, auch schwarz elegante Promenadenkleid, wie deren fast in jeder Nummer verhandelt sind.

**Langjährige Abonnentin in Ungarn.** — Kautschuk-Mäntel, die heiß geworden, sind nicht wieder schmeidig zu machen. Rarmorplatten befestigt man auf Möbeln mit Leim. Schablonen zum Bemalen von Oefen giebt es nicht zu kaufen, man verfertigt sie sich selbst aus Carton oder Messpapier; die Farben, deren man sich bedient, sind die gewöhnlichen Oelfarben der Maler.



Lampe mit farbigem Papierschirm. Standlampe aus Cuivre poli.

Bezugsquellen: Schirmgestelle und Lampen: G. Kaderns, Berlin NW unter den Linden 62-63.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.

Druck von Otto Dörr in Leipzig.

Luft's Haus

Kadnerud verboten.

Pflanzen als Luftverbesserer.

Immer mehr dringt in unserer Zeit die Erkenntniß durch, daß den Krankheiten vorbeugen besser ist, als sie heilen. Eine besonders wichtige Rolle spielt in der Gesundheitspflege die gute Beschaffenheit der Luft. Wenn also Zeit und Mittel es erlauben, der sucht, wenn nicht schon den täglichen Aufenthalt, so doch wenigstens den Ort der Sommerfrische in reiner gesunder Luft zu wählen. Waldige Gegenden erfreuen sich des Rufes besonders guter Luft; und immer tauchen neue Orte auf, welche der „saurestoffreichen“ Luft wegen sich als vorzüglich geeignet für einen sommerlichen Erholungs-Aufenthalt empfehlen. Es ist daher wohl der Mühe werth, zu fragen, ob und in wie weit ein günstiger Einfluß der Pflanzenwelt auf die Beschaffenheit der Luft wirklich vorhanden ist.

Pflanzen und Thiere stehen, wie Jeder weiß, in Bezug auf ihre Ansprüche an die Luft in einem vollkommenen Gegensatz, und der Mensch ist, was seine körperliche Organisation angeht, den Thieren gleichzustellen. Der Gegensatz besteht darin, daß die Thiere durch ihre Athmung Kohlenäure erzeugen, ein Gift, dessen Ueberhandnahme in der Luft jedenfalls verderblich wirkt, die Pflanzen dagegen bedürfen der Kohlenäure zu ihrer Nahrung, um daraus einen wesentlichen Theil ihrer Körpersubstanz zu bilden. Sie reinigen also die Luft von Kohlenäure, und nicht nur das, sie hauchen auch bei diesem Vorgange eine entsprechende Menge des für ihren Körper weniger notwendigen Sauerstoffes aus. Das sind unbestreitbare Thatfachen; aber um ihre Bedeutung zu würdigen, ist eine zahlenmäßigere Untersuchung nöthig. Da ist nun festzustellen, daß die Energie des Stoffwechsels in der Thierwelt eine vielmal größere ist, als in der Pflanzenwelt. Ein kleiner Wald von einem Hektar Größe erzeugt nach Ebermeyer, dem wir die genauesten Untersuchungen über den Einfluß des Waldes auf die Luft verdanken, im Sommer täglich etwa 37 cbm, das heißt nicht mehr Sauerstoff, als vier erwachsene Personen gleichzeitig bei der Athmung verbrauchen. Es müßten also schon ausgedehnte menschenleere Waldbestände sein, die eine wirkliche Abnahme der Kohlenäure und Zunahme des Sauerstoffes ermöglichen. Dazu kommt noch, daß die Ausgleichung der Waldluft mit der umgebenden Atmosphäre eine so rasche und vollständige ist, daß die sorgfältigsten Untersuchungen keine irgend wesentlichen Unterschiede in der procentischen Zusammensetzung der Luft im Walde und im freien Felde erkennen lassen.

Und doch wird sich keine der Leserinnen abstreiten lassen, daß sie stets die Waldluft als eine besonders angenehme und wohlthätige empfunden hat. Und sie hat Recht damit. Der menschliche Körper ist so fein organisiert, daß chemisch kaum nachweisbare Stoffe einen starken Einfluß, zumal auf das Nervensystem und damit mittelbar auf alle Körper-Verrichtungen haben können. Wenn es also fest steht, daß ein Theil des Sauerstoffes, welcher die Pflanze verläßt, sich im ozonirten Zustande befindet, denselben Zustande, der, auch infolge von Gewittern auftretend, die Luft so köstlich erscheinen läßt, so ist damit die wohlthätige Wirkung des Waldes gerettet, wenigstens für die Zeit der Wirksamkeit der Blätter, das ist bei Tage und zumal im Sonnenschein. Dazu kommt noch das Gemisch belebender aromatischer Gerüche, welches von den Pflanzen des Waldes ausgehaucht wird, ebenfalls Stoffe von verschwindend geringer Menge, weiter die größere Feuchtigkeit der Waldluft, sowie die Milderung des allzu grellen Sonnenlichtes.